

# Die Kabaja

Autor(en): **Wiegand, Carl Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **8 (1932)**

Heft 27

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756403>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Kabaja

Von Carl Friedrich Wiegand

Schluf

Ich leugne auch nicht, daß, als Adinda älter wurde, ihre Ansehlichkeit abnahm. Ihre Gesellschaft bereitete mir eine Leere, die ich um so merklicher empfand, als meine Arbeit sich verringert hatte und eine Tätigkeit mehr und mehr sich nur auf die Administration beschränkte, während ich den aufreißenden Aufsidtsdienst einem erprobten ehemaligen Assistenten überließ, dem ich eine bessere Stellung geschaffen hatte.

Meine Nachbarn, mit denen ich im Verkehr stand, hatten sich sämtlich in der Heimat Frauen geholt, und ich entschloß mich, ebenfalls nach Holland zu fahren.

Adinda war in der letzten Zeit etwas nachdenklich geworden. Ihr Wesen hatte einen lauernden Zug bekommen, der mir vollkommen fremd an ihr war, und ihre lächelnde, fröhliche Anmut war einer bewußten Vorsicht gewichen, die sie bei meiner unvermuteten Annäherung häufig bis in die Lippen erschrecken ließ. Mit dem feinen Instinkt des Weibes hatte sie die Lockerung der Bande, die uns aneinander knüpften, schon in den leisen Anfängen gespürt, und sie zitterte vor dem Bruch. Wenn ich morgens erwachte, lag sie häufig auf einem Felle vor meinem Bette und schaute mich mit unsagbar traurigen Augen an. Ich untersagte ihr das. Aber ich erinnere mich deutlich, daß ich zweimal von der Macht dieser Blicke erwacht bin. Die Sache wurde mir ungemütlich. Ohne meine Aufforderung durfte sie in Zukunft mein Schlafzimmer nicht mehr betreten.

Auch Vorwürfe machte ich mir. Dann aber schalt ich mich einen Toren. Andere schickten solche Mädchen, nachdem sie abgelohnt worden waren, einfach in den Kampong und kehrten sich kaum an ernstere Bedenken. Deshalb versuchte ich mir die Sorgen aus dem Sinn zu schlagen, indem ich mir sagte, daß solche Beziehungen an der Haltlosigkeit der inneren Bedingungen ja zurende gehen müssen.

Ich kann nicht sagen, daß mir Adinda völlig gleichgültig geworden wäre. Wenn ich gerecht sein will, muß ich sagen, daß die Unehrlichkeit meiner Gedanken gerade mich veranlaßte, alles wohl etwas mißtrauischer anzusehen, als es in Wirklichkeit war. Aus diesem Schuldgefühl entsprang auch der Wunsch, Adinda mir treu und lebenslang zu verpflichten. Das konnte ich mit Geld und Geschenken nicht allein, und ich war der Gelegenheit dankbar, die unser gegenseitiges Vertrauen wiederherstellte.

Die Deli-Rivier, die an einer meiner Pflanzungen vorbeifloß, wimmelte von Kaimans. Wie ich schon erzählt habe, baden die Inländer sehr gern und sind vorzügliche Schwimmer. Ich hielt, ohne daß es nötig war, unter meinen Leuten auf größte Reinlichkeit. Jeden Tag mußte eine bestimmte Abteilung baden. Es war mir in der Einsamkeit ein Vergnügen, den Leuten beim Baden zuzusehen. Mit übermütiger Lustigkeit machten sie freiwillig alle Kunststücke vor und tauchten nach Münzen, die ich ihnen ins Wasser warf.

Eines Tages kam ich an der Badestelle vorbei, hatte meine Büchse wie immer über der Schulter und sah dem fröhlichen Treiben zu. Männer und Frauen schwammen nebeneinander im Wasser. Nur wenige schwimmen wie wir, die meisten wehren sich gegen das Untersinken wie die Hunde, was den Anblick noch ergötzlicher macht.

Beim An- und Auskleiden hielten sie auf gute Zucht, im Wasser fanden sie sich zu lustigem Spiel zusammen. Manche Frauen gingen auch mit dem Sarong ins Wasser. Die aber ihre Kinder bei sich hatten, machten sich gern von jeder Behinderung frei. Zu diesen gehörte auch Adinda, die ihren Jungen mitgenommen hatte und ausgelassener war als alle. Sie schwamm auf dem Rücken weit hinaus und ließ den großen Jungen auf ihrer Brust reiten.

Ich hatte wohl eine halbe Stunde zugesehen; die meisten Badenden hatten das Wasser verlassen, nur Adinda schwamm gemächlich zum Badeplatz zurück. Dieser Teil der Deli-Rivier war sonst ziemlich gefahrlos. Die Malayen sind vortreffliche Schützen und machen gern, meist mit Keulen und Knüppeln bewaffnet, Jagd auf den Kaiman.

Plötzlich stand Sariman, wie er aus dem Wasser kam, mit aufgerissenen Augen und fliegenden Gliedern vor mir und deutete bebend nach dem Fluß. Fast nichts war zu sehen. Doch! Kaum den Rachen und die vorstehenden Augenknochen aus dem Wasser erhebend, kam hin-

ter Adinda so ein Ungeheuer heran. Was galt jetzt Schicklichkeit oder Scham! Ich ritt mitten in die Baderplätze hinein und befahl, laut zu schreien. Aber Adinda schwamm mit den Ohren im Wasser und hörte nichts. Im Taumel hatte ich meine Büchse ganz vergessen. Ich riß sie herunter, hielt, so gut es ging, nach den Augen des Kaimans und feuerte.

Den Schuß hatte Adinda nun doch gehört. Sie fuhr auf, sah die erhabenen Arme der Schreienden am Ufer, nahm blitzschnell ihr Kind unter den Arm und kam atemlos ans Land. Dem Kaiman hatte ich wohl nicht wehe getan; aber er blieb fort. Da aber diese Tiere meist unter Wasser angreifen, so glaubte ich jeden Augenblick, die beiden Menschen unter den Wasserspiegel verschwinden zu sehen. In dieser Stunde war es mir sonnenklar, wie lieb ich Adinda noch hatte; aber auch wie nahe das Kind mir stand. Nun schien wieder alles in Ordnung.

Mit dem Eintritt der Regenzeit fuhr ich nach Europa. Vor dreieinhalb Monaten konnte ich nicht zurück sein. Deshalb ordnete ich alles aufs gründlichste, und mein Nachbar versprach mir, alle acht Tage einmal nach dem Rechten zu sehen. Es wird schon werden, dachte ich.

In siebenundzwanzig Tagen fuhr ich nach Marseille und von da mit der Bahn nach Amsterdam.

Nun war ich ein Mann geworden und konnte wohl überall anklopfen. Frauen, du lieber Gott, konnte ich ja genug haben, aber nun machte auch ich meine Ansprüche. Wie das so geht. Gesund sollte sie sein, denn das heiße Klima verlangt eine starke Konstitution. Schön sollte sie sein, aus erster Familie, gebildet und tüchtig. So machte ich mir das zurecht. Vermögen brauchte sie nicht zu besitzen; aber lieb müßte sie mich haben; denn ich war sehr verwöhnt! Ein Adonis war ich nie, wenn ich auch gut gewachsen war. Kräfte hatte ich wie ein junger Bär. Da mußte sich doch eine Frau finden lassen, sagte ich mir.

Gesellschaften besuchte ich. Von einer Einladung ging's zur anderen. Aber es fand sich nichts. Viele wollten mich auch gar nicht. Sie maßen den braungebrannten stämmigen Sumatraner zwar mit achtungsvollen Blicken, aber nach Indien?

Wenn ich der Wahrheit die Ehre geben soll, muß ich jedoch hinzufügen, die meisten wollte ich nicht. Ganz unbewußt fing ich an zu vergleichen. Schließlich kam ich zu dem Ergebnis: so natürlich, gut und aufopfernd wie Adinda ist keine. Was man hier feines Gefühl nannte, war bei Adinda angeborener Instinkt. Die Mädchen wußten und dachten wohl alle mehr als das Naturkind, auch waren sie lebenswürdig, gütig, gewinnend, sogar liebevoll. Ob sie aber soviel natürliche Anmut, unverfälschte Grazie besaßen, ob sie soviel heißblütige wahre Liebe für mich empfinden könnten wie Adinda, das bezweifelte ich mit jedem Tag mehr. Nach vier Wochen war ich so weit wie am Anfang. Ich mußte bald zurückkehren, durfte auf keinen Fall den nächsten Dampfversäumen.

Drei Wochen vor meiner Abreise fuhr ich nach dem Haag und dort lernte ich an demselben Tage meine Frau kennen. Sie war jung, schlank, schön, lebensfreudig und aus guter Familie. Am Tage der Hochzeit reisten wir nach Marseille, und nach weiteren vierundzwanzig Stunden stachen wir in See.

Wir hatten beide unser Glück gemacht. So sagten unsere Verwandten, so dachten auch wir. Später erst habe ich erfahren, welch einen kühnen und guten Griff ich mit meiner Wahl getan hatte.

In Labuan Deli und Medan traf ich alles beim alten, und auf Villa Semarang harrete unser ein festlicher Empfang.

Während der ersten Wochen bekam ich Adinda nicht zu Gesicht. Beim Empfang hatte mein Blick umsonst nach ihr gespäht. Ich hatte meiner Frau kein Wort von diesem Verhältnis gesagt. Vorderhand verstand sie kein Wort Malayisch, und der Dienerschaft war es untersagt, Holländisch zu reden, um keinen Ton der Vertraulichkeit aufkommen zu lassen. Das ist in allen Häusern so, und so hielt ich es auch. Nicht erst, daß ich mein Leben vor meiner Heirat mit Schweigen decken wollte, nein, ich wollte nur warten, bis meine Frau für das indische Leben, für das Leben in den Kolonien überhaupt, das richtige Verständnis gewonnen haben würde; dann gedachte ich, ihr alles zu erzählen.

Die ersten Wochen vergingen unter allen Anzeichen des Glücks. Wohl litt meine Frau unter der Hitze, aber sie hatte starke Nerven, und die Schönheit der Natur entschädigte sie für alle Unbilden der Witterung. Sie ging wie im Traum durch die Gärten, griff glücklich lächelnd das Obst von den Zweigen und kam jeden Tag mit neuen Entdeckungen nach Hause.

Adinda hatte unterdessen schweigend und ungesehen ihren Dienst verrichtet. Es war alles peinlicher bestellt als je. In dieser Hinsicht war keine Klage. Eines Abends jedoch sagte mir meine Frau, unter den malayischen Mädchen verfolge sie eine mit böartigen Blicken. Heute sei sie im Garten förmlich erschrocken, als sie ahnungslos in die Augen dieses Mädchens gesehen, das sie offenbar schon längere Zeit belauert habe.

Ich kannte diese Blicke, ging aber scheinbar arglos über die Bemerkung meiner Frau hin. Wieder überlegte ich mir, ob es nicht besser sei, Adinda jetzt wegzuschaffen, aber ängstlich bin ich nie gewesen.

Als ich denselben Abend in die Halle trat, wollte Adinda mit gesenkten Blicken an mir vorüber. «Holla!» rief ich, «den Kopf hoch!» Ich faßte sie unter dem Kinn und hob den etwas widerstrebenden Kopf auf. Ich war überhaupt keinen Widerstand an ihr gewöhnt.

«Adinda», sagte ich ermahnend, worauf sie sofort freundlich die Augen aufschlug und mich ansah, «ich wünsche, daß du jedermann hier im Hause freundlich ansiehst, namentlich aber die Njonja und mich.» Sie nickte, so gut sie in der Zwangslage konnte, in der ich sie festhielt, aber ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Mit der Frühjahrsernte hatte ich in diesem Jahre viel Aergers. Ich mußte häufig selbst hinaus und meine Frau allein lassen. Ehe ich eines Tages wegritt, bat mich meine Frau, Adinda aus ihrer Nähe zu nehmen. Kurzerhand schickte ich ein anderes Mädchen hinauf und verbot Adinda, angerufen die Zimmer meiner Frau zu betreten.

Ich wartete auf eine gute Gelegenheit, sie anständig entlassen zu können, und als der Besitzer von Banjarameh, mein befreundeter Nachbar, eine gut empfohlene Dienerin suchte, ließ ich sie im Laufe der Woche durch Sariman hinüberbringen. Sie war mit allem zufrieden, nahm meine Belohnung gern an und schien ohne Groll zu scheiden.

Aber die Aerglichkeiten häuften sich. Meine Frau war eine leidenschaftliche Schwimmerin. Ich ließ einen großen Park in der Deli-Rivier einzäunen, so daß sie ungestört und ungefährdet schwimmen konnte. Sie nahm Kwamina, die junge Malayin, die sie jetzt bediente, mit ins Bad, und Saidjah, der alte Stallbursche, blieb in Rufweite. Adindas Neugier hatte es sich nun nicht nehmen lassen, meine Frau ganz aus der Nähe einmal zu beobachten. Sie lag im Dickicht auf der Lauer, und als meine entkleidete Frau ahnungslos auf den Busch zuing, sprang sie, da sie sich entdeckt wähnte, beschämt auf. Meine Frau war aber bis auf den Tod erschrocken.

Wahrscheinlich war Adinda heimlich von Banjarameh durchgebrannt und machte meine Besetzungen unsicher. Meinen Wächtern (ich hatte damals drei Sicherheitsbeamte im Dienst) gab ich nun genaues Bescheid, und Sariman sorgte für das Haus. Meine Frau hatte bald den Vorfall vergessen. Sie hielt Adinda für ein wenig schwachsinnig und fing schon an, recht mitleidvoll über sie zu sprechen.

Aber es kam noch schlimmer. Eines Nachts, ich lag gerade im ersten Schlaf, weckte mich meine Frau. Ein Weib schrie wie eine Wahnsinnige direkt unter meiner Tür. Mein Frau zitterte und wagte kaum zu atmen. Ich fuhr aus dem Bett. Als ich die Tür aufriß, sah ich zwei Weiber an der Erde liegen, die verzweifelt miteinander rangen. Ich hielt beide fest und machte Licht.

Es waren Adinda und Kwamina. Entsetzlich sahen beide aus. Wie die Bestien mußten sie gekämpft haben.

«Was geht hier vor?» forschte ich.

Kwamina hatte in dieser Woche Dienst. Sie schlief auf der Matte vor dem Schlafzimmer. Vor zwei Tagen wollte sie nun deutlich bemerkt haben, daß jemand das Schlafzimmer vorsichtig verließ, ohne wiedergekommen zu sein. Sie hatte fest geschlafen, war aber erst aufgewacht, als die leisen Tritte auf der Treppe verklungen. Sie konnte sich das nicht erklären, sagte aber nichts, war aber nun wachsam als sonst. Als sie in dieser Nacht nun bemerkte, daß wieder die Tür leise aufging, habe sie sich erst vergewissert, dann aber fest zugefaßt.

Da stand nun Adinda. Sie sagte kein Wort. Hochatmend, mit glühenden Augen, brachte sie ihren zerrissenen Sarong wieder in Ordnung. Aus dem glänzenden schwarzen Haar rann ein dünner Blutstreifen über Stirn und Wange. Der Kopfputz, den ich ihr einst geschenkt, der immer wie ein guter Stern aus dem schwarzen Glanze ihres Haares mir geleuchtet hatte, war beim Sturze ihr ins Fleisch gedrungen.

Ich faßte sie an der Hand, führte sie nach unten, stieß eins meiner Fremdenzimmer auf und ließ sie eintreten.

«Was suchst du in meinem Hause?» fragte ich. «Was suchst du gar in meinem Schlafzimmer?»

Ein feindseliger und vorwurfsvoller Blick traf mich. Es beschlich mich ein ganz lächerlich unheimliches Gefühl. Sie biß sich auf die Unterlippe und gab keine Antwort.

Nun stand es bei mir fest, der weibliche Instinkt, der sie in mein Haus getrieben hatte, würde sie noch zu größeren Tollheiten verleiten. Das Tier war in ihr erwacht.

Ich nahm mir vor, am anderen Morgen sie einsperren zu lassen, ließ sie allein und schloß hinter ihr ab.

Wir taten während der Nacht kein Auge zu. Schon frühzeitig stand ich auf, um Sariman, der mit der anderen Dienerschaft in den Nebengebäuden wohnte, die nötigen Befehle zu geben. Als ich aber Adinda holen wollte, fand ich den Vogel ausgeflogen. Die Fenster standen weit offen.

Wenn ich jetzt am Tage fortritt, war ich in steter Sorge um meine Frau, und sie sollte nicht unbegründet sein. Eine Unruhe, eine Unsicherheit hatte mich erfaßt, daß ich mir eines Tages vornahm, alles meiner Frau zu erzählen. Sie hörte mich ruhig an, und nachdem sie lange still gewesen, fragte sie nur: «Leben so alle Männer in Indien, ehe sie heiraten?»

Ich konnte das mit gutem Gewissen bejahen. Meine Frau war verständig genug, mir keine Vorwürfe zu machen, aber sie sagte in ihrer ruhigen Weise: «Wenn ich das vorher gewußt hätte, würde ich dich nicht geheiratet haben.»

Es war am siebenundzwanzigsten August. Frühmorgens hatte ich zwei wichtige Nachrichten bekommen. Auf Station Sirang sei seit zwei Tagen ein Zugtier ausgebrochen und noch nicht eingefangen, und auf Station Molong wären Elefanten gespürt worden. Nachts hörte man das Trompeten der Tiere, und die Pflanzung scheinbar bedroht. Elefanten können nämlich großen Schaden anrichten. Mit Sariman und zwei Malayen brach ich auf, weil ich bei dieser Gelegenheit gerne einen Elefanten geschossen hätte. Wir wollten uns bald in den Wald schlagen und eine alte Elefantenstraße benutzen, um schnell zum Schuß zu kommen.

Es mochte wohl zwanzig Minuten von Villa Semarang entfernt sein, als Sariman plötzlich stehenblieb. Er witterte etwas. Ein auffälliger fauler Geruch ließ ihn anhalten.

«Es wird nichts sein, Sariman», beruhigte ich und zeigte in dem Wirrwarr der bunten Vegetation auf drei wagenradgroße zerfallene Aflesiabläten, die beim Vermo- dern einen jauchigen Geruch verbreiten; aber Sariman hatte sich nicht getäuscht. Kaum waren wir vierzig Schritte vorwärts geritten, da standen wir am Kadaver des vermissten Stieres.

«Ein Tiger!» entfuhr es uns fast gleichzeitig. Denn das konnte nur ein Tiger getan haben. Es war ein gewaltiger Ochse, den selbst der stärkste Tiger nicht fortgeschleppt hätte. Fast zur Hälfte war er schon aufgefressen. Tausende von Insekten umflogen den Kadaver.

Ein solch frecher Angriff in direkter Nähe von unserer Wohnung war uns seit langem nicht vorgekommen.

Ich gab sofort die Elefantenjagd auf und ritt nach meinem Hause zurück. Den Tiger wollte ich haben. Auch meine Nachbarn beteiligten sich an dem Unternehmen. Mit Hacke und Spaten zogen wir hinaus, begruben zuerst den Ochsen und fuhren dann die große Mausefalle herbei. Man hat in Indien auf den meisten Pflanzungen große, fahrbare Tigerfallen, das sind große, viereckige Kästen mit einer gitterartigen Falltür. Diese Falle fuhren wir an die Stelle, wo der verwesende Ochse gelegen hatte und überdeckten sie mit Laubwerk. Der hungrige Tiger ist nicht so vorsichtig, wie man denkt. An die Hinterwand der Falle banden wir ein Lamm, dessen Körper mit der Falltür in Verbindung stand. Wenn der Tiger nun das Lamm niederschlug und es hinwegriß, ging es ihm wie der Maus, die am Speck nagt.

Sariman brachte jeden Tag dem Lamm etwas Futter und revidierte den Köderplatz. Nach der zweiten Nacht saß die Katze schon in der Falle. Es war ein prächtiges Tier.

Nun zog ich aus, meinen ersten Tiger zu schießen. Meine Frau war sehr ängstlich und bat mich, ich möchte doch zu Hause bleiben. Vielleicht hatte sie eine Vorahnung von dem kommenden Unheil. Sie weinte sogar, als ich lächelnd alle Bedenken in den Wind schlug. Wir konnten kaum schnell genug den Wald erreichen. Die Jagdlust brannte in mir.

Ich hörte den Tiger schon, ehe ich ihn sah. Er machte ein sehr unkönigliches Gesicht, auch Appetit schien er sehr wenig zu haben, denn das tote Lamm war fast unversehrt. Nun vollbrachte ich das große Heldenstück und erschöß den Tiger in der Falle. Noch dem Schuß beobachteten wir den Regungslosen lange Zeit durch die Stäbe. Mit Zagen und Vorsicht zogen wir ihn heraus und luden ihn auf mein Pony. Noch vor der toten Katze hatte das Tier Angst und fing an zu zittern. Dann zogen wir heim. Wie würde sich meine Frau freuen, wenn sie das prächtige Fell sah!

Aber meine Frau sollte sich nicht mehr freuen. Im Hause hatte ich sie, laut rufend, umsonst gesucht, stürzte nach dem Garten —

Da war das Verbrechen geschehen. Meine Frau lag in einem Nebenweg des Gartens ermordet!

Anfangs glaubte ich mich zu täuschen, denn seit einiger Zeit trug sie wegen der Hitze vormittags und abends auch Sarong und Kabaja. Aber es war Gewißheit. Ein Dolch saß ihr im Herzen. Nur wenige Blutstropfen färbten die Kabaja...

Nur eine konnte es getan haben: Adinda! Die folgenden Zeiten, in denen ich darüber sann, wie ich das Weib, das ich so heiß geliebt hatte, für diese Mordtat strafen

sollte, waren die dunkelsten Stunden meines Lebens. Ich war mit zwei Nachbarn Richter in meinem Bezirk. Tag und Nacht ließ ich sie mit Spürhunden suchen.

Wie in Folterqual schrie ich auf, als ich hörte, sie habe ihren Knaben ertränkt und sei geflohen. «So handelt nur ein wildes Tier», sagte ich.

Wenn ich über die Felder ritt, war es mir, als ob der Fluch dieser Mordtaten in einem teuflischen Weberschatten mit mir ging.

«Sie muß unschädlich gemacht werden», knirschte ich vor mich hin — das war das Ende aller Gedanken.

Meine Frau war vierzehn Tage begraben, da kam bei der fürchterlichsten Mittagshitze Sariman herein. Ich las alles auf seinen Mienen. Er hatte sie.

Zwei Gewehre trug er geladen in den Händen. Wie Schleichfüchse verließen wir das Haus. «Du drohst nur, Sariman, wenn du sie siehst», rief ich dem Enteilenden nach, der wie besinnungslos davonstürzte.

In einem großen Bogen umkreiste ich den Garten, um ihr den Weg zu verlegen. Sie flog wie ein Pfeil vor Sariman her und suchte das Gebüsch vor dem Walde zu erreichen.

Schon glaubte ich, daß sie entwischen würde, und ich wünschte es. Da erreichte sie ein Schuß Sarimans. Er hatte doch geschossen — und sie war, im Feuer sozusagen, zusammengebrochen...

Van Wessen war in höchster Erregung aufgestanden und ging wieder durch das Zimmer. Er machte Licht.

Mir war die Kehle heiß und trocken. Ich erhob mich steif und unbeholfen.

«Es war ein Unsinn, daß ich das Weib nur einen Augenblick nach meiner Heirat im Hause behielt», sagte er nach einer Pause. Wieder ging er mit schweren Schritten auf und nieder.

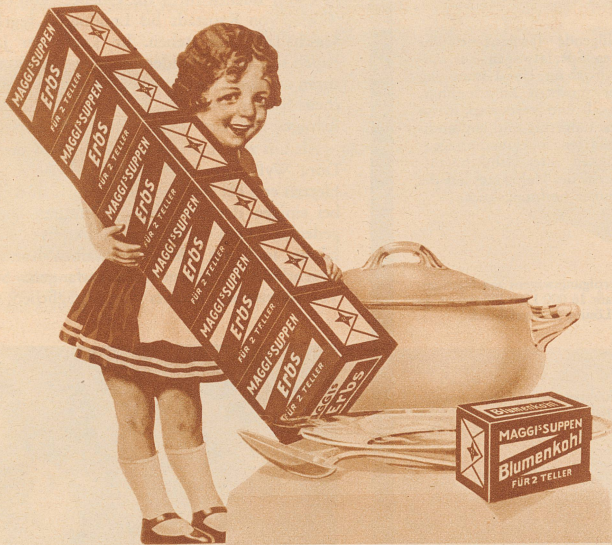
«Wurde die Tat gesühnt?» frag ich.  
«Sie meinen meine Schuld?» antwortete van Wessen, «dafür haben die Richter schon gesorgt. Aber, bitte, reden wir nicht davon!»

Vor einer alten Truhe hatte er haltgemacht. «Das ist indische Arbeit», sagte er und hob den beschlagenen Deckel auf.

Ein eigenartiger Seegeruch stieg empor, wie Tee und kalter Zigarettenrauch. «Das ist ein Sarong», sagte er und hob ein buntes Gewand empor, «und das ist eine Kabaja.»

Ich hob die leichte weiße Frauenjacke auf.  
«Sind das die indischen Kleider Ihrer unglücklichen Frau?» fragte ich sie.

«Nein», antwortete er mit sicherer Stimme, «diese Kabaja trug Adinda —»



Wer's mit Maggi's Suppen hält,  
Spart an Zeit und spart an Geld!



Bergmann's  
**Lilienmilch-  
Seeife**

Marke:  
Zwei Bergmänner und  
**Liliencreme Dada**  
sind unübertrefflich zur Hautpflege und verleihen  
strahlenden Teint

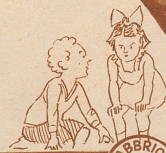
Bergmann & Co. A.-G. Zürich



Der  
Vater het s'Blättli  
und d'Brissago  
da dörfe mir nid  
dezwische cho.

die ächte  
kennscht  
am blaue Bändli

Blaubard  
Brissago



ALTHAUS